Ling. 22210 Rara

Theagenes.

Leipzig
bei Georg Joachim Göschen 1816.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

1946.1407

Vorrede.

Die Verfasserin dieser Schrift *) heißt Gallien und ist Nichte des durch ganz Europa berühmten Philologen Wyttenbach zu Leyden, dessen Charakter eben so große Ehrfurcht als seine Gelehrsamkeit Bewunderung verdient. Er ist, wie uns diejenigen versichern, welche das Glück haben ihn näher zu kennen, nach seinem Geist und nach seinen Tugenden den Weisen des Alterthums an

*) Théagène. Par Mlle G..... Paris, à la librairie grecque-latine-allemande, rue de Fossés-Montmartre, nr. 14. 1815. 93 pagg. en 8.

die Seite zu stellen und dem Bilde vollkommen ähnlich, welches die gelehrte, geistreiche Nichte in Theagenes aufgestellt hat.

Die Schrift selbst, ohne in tiefsinnige oder gar spitzfündige Untersuchungen einzugehen, empfiehlt sich eben so sehr durch Würde des Inhalts, als durch Deutlichkeit der Begriffe und alterthümliche Einfachheit und Schönheit der Sprache. Ließe es unsre Ueberspannung zu, wieder zur Nüchternheit und Mäßigung zurückzukehren, und gestattete es unser Patriotismus, von einer französisch schreibenden Ausländerin etwas zu lernen, so könnte uns dieses Schriftchen, außer dem Vergnügen, welches ein heitrer Himmel und eine ruhige, reine Seele gewährt, auch noch den Nutzen bringen, diesem Muster

die Kunst einer ungeschmückten und doch schönen Darstellung abzulernen. Doch auch die Zeit dieses Vornehmthuns und dieser Räuschliebe wird vorüber gehen, und ich zähle auch jetzt schon auf Viele, die diese Blätter mit innigem Wohlgefallen lesen werden: denn wie sollte nicht ein guter Theil unsrer Zeitgenossen des Geschreies unsrer philosophischen, literarischen, poetischen und politischen Vortänzer müde seyn, die uns unaufhörlich zwischen gaukelnden Fastnachtspielen und dem kläglichen Aschermittwochsjammer hin und her zu treiben suchen; oder wie sollten wir nicht am Ende doch lieber in einem heitern Saale als in dumpfen Kellern wohnen, wenn sie auch mit den besten Weinen angefüllt wären?

Die Ueberſetzung iſt hoffentlich ſo treu, daß man zwar den Genius der deutſchen Sprache nicht verletzt, aber auch diejenige nicht verkennen wird, aus welcher ſie gemacht worden iſt. Bei uns, wo man, der Natur unſrer Mutterſprache oft ſchnurſtracks entgegen, ihr Hellenismen und Indianismen und Iberismen aufgedrungen und willig in ſie aufgenommen hat, wird man wegen ſparſamen Gebrauchs von Gallicismen keinen Tadel zu befürchten haben.

19. Dezember 1815.

. . . d.

Theagenes.

Kleobuline.

Siehſt du, o Theagenes, am Eintritt in unſer Landhaus jenen Baum?

Theagenes.

Ja, Kleobuline, ich ſehe ihn.

Kleobuline.

Nun, er iſt ein Denkmal meiner Ehrfurcht gegen die Götter. Ich habe dieſen Baum Jupiter dem Winkenden *) geweiht.

Theagenes.

Ich lobe deine fromme Ehrfurcht, Kleobuline, aber ich bitte dich, ſage mir, haſt du wohl

*) Epineuon, der durch die Bewegung ſeines Hauptes Gewährung zuwinkt.

bedacht, ob dir die Verehrung des winkenden Jupiter nicht sehr unglückbringend werden könnte?

Kleobuline.

Schon lange, o Theagenes, unterhalte ich mich gern mit dir über göttliche Dinge. Stets hielt ich dich für einen Mann, der mit den Göttern in einem besondern Verkehr steht, theils wegen des Guten, das du thust, theils wegen deiner Studien, die auf das Göttliche Bezug haben; höre ich dich unsre Dichter erklären, so kommt es mir vor, als ob Apollo selbst seine Geheimnisse dir enthülle.

Theagenes.

Mein Leben ist diesem Gott gewidmet, und wenn es wahr ist, daß er mich, wie du sagst, begeistert, so werden meine Worte auch Ueberredungskraft haben. O daß die Musen und Grazien bei unsern Unterredungen den Vorsitz haben möchten! sie sind getreue Gefährtinnen des Got-

tes, den wir anbeten: denn auch du, o Kleobuline, erweiſeſt vorzüglich Apollo Verehrung.

Kleobuline.

Wenigſtens möchte ich ſie ihm erweiſen, aber ich weiß nicht, ob er die beſcheidenen Kränze anzublicken und anzunehmen würdigt, die ich auf ſeine Altäre zu legen wage. — Laß uns unter dem Schatten dieſer Platanen Platz nehmen; hier können wir unſre Unterhaltung gemächlich fortſetzen. — Du ſagteſt ſo eben, die Verehrung des winkenden Jupiters könnte für mich ſehr unglückbringend ſeyn.

Theagenes.

Ja, Kleobuline! denn da wir die wahren Güter nicht hinlänglich kennen, ſo könnteſt du ihn um Scheingüter bitten, die, wenn er ſie dir gewährte, ſicherlich dein Unglück ſeyn würden.

Kleobuline.

Ich habe dich von dieſer Gefahr einigemal

sprechen hören, o Theagenes; aber ich habe Jupiter den Namen des Winkenden nicht in dem Sinne gegeben, den du mir unterlegst. Ich wollte bloß dem Andenken an den Herrscher der Götter einen Baum heiligen, und die Eiche schien mir hiezu der schicklichste. Wenn der Wind seinen Gipfel erschüttert, so scheint er die Bewegung des Haupts des Gottes Jupiter nachzuahmen, eine Bewegung, die unsre Dichter in diesen Versen besungen haben:

Er winkt mit seinem Haupt, und wie im Wetter
Erzittert der Olymp, es neigen sich die Götter.

Außerdem ist unser Baum sehr alt und zeichnet sich durch seine Höhe aus. Man sieht ihn selten erschüttert, vielmehr behält er eine ganz eigne Ruhe, und wenn er seinen gewölbten Gipfel abwechselnd erhebt und neigt, so kommt ihm der Beiname des Winkenden im eigentlichsten Sinne zu. Aber Verzeihung, o Theagenes, laß uns unser Gespräch vom Gebet fortsetzen.

Theagenes.

Gerne und zwar um so lieber, als freundschaftliche Unterhaltungen über Gegenstände, welche die Philosophie berühren, für mich unaussprechlichen Reiz haben. Es ist in solchen nicht um Erschöpfung des Gegenstandes zu thun; ein Seitenweg zieht uns an, wir gehen ihm nach; endlich kömmt man wieder auf die Hauptidee zurück. Jedes eitle Gepränge mit Gelehrsamkeit ist verbannt, und man sucht die Wahrheit in keiner andern Absicht, als um besser zu werden. — Wohlan, wir wollen sehen, was wir über diesen Gegenstand mit einander entdecken werden: denn auch du, Kleobuline, wirst mir sagen, was du darüber denkst.

Kleobuline.

Ich könnte dir mit den Worten Sokrates antworten, als er von der Liebe redete: „alles, was ich davon weiß, habe ich von der Diotima.“

Wann ſich in meiner Einbildungskraft gute Gedanken einſtellen, ſo kann ich im erſten Augenblick bisweilen meinen, ſie ſeien mein Eigenthum; denke ich aber weiter nach, ſo finde ich, daß ſie von Theagenes kommen.

Theagenes.

O Tochter der Hermetima! laß uns alle unſre guten Gedanken den Göttern zuſchreiben: denn aus ihnen allein fließen ſie hervor — alsdann iſt auch der Dank, wozu dein Herz dich antreibt, an der rechten Stelle.

Die Vorſtellung, o Kleobuline, die ich mir vom Gebet gemacht habe, iſt dieſe: wir ſollen ſo wenig als möglich beten um zu bitten, ſondern um zu danken. Die meiſten Menſchen hingegen wenden ſich zu den Göttern bloß in der Abſicht zu bitten, unglücklichen Sklaven ähnlich, die vor ihren Herrn den Mund nur darum öffnen, um eine Wohlthat von ihnen zu

erflehen. Beten heißt nach meiner Meinung: die Seele zu den Göttern erheben, ſich der Betrachtung ihrer Vollkommenheit überlaſſen, ſich mit ihnen unterhalten, Freuden und Leiden in ihren Schoos ausſchütten, mit einem Wort, die Götter in dem holden Verhältniſſe von Freunden betrachten.

Kleobuline.

O Theagenes, wie glücklich wären die Menſchen, wenn ſie die Götter aus dieſem Geſichtspunkt erkenneten! Aber gewöhnlich ſtellt man ſie uns unter dem Bilde unbarmherziger Tirannen dar. Auch habe ich dich bei verſchiedenen Gelegenheiten ſagen hören, es wäre für gute Menſchen, die ſchwach am Geiſt ſeien, beſſer, keine Götter, als ſolche zu glauben, die menſchliche Leidenſchaften an ſich tragen. Ich überzeugte mich von dieſer Wahrheit, wenn ich tugendhafte Perſonen ſah, welche gerührt von den Leiden und Widerwärtigkeiten Andrer Gutes um

ſich her verbreiteten, und eben deßwegen ruhig und glücklich hätten ſeyn ſollen. Keineswegs: ein verwünſchter Aberglaube quälte ſie Tag und Nacht. Sie ſahen nichts als einen rächenden, eiferſüchtigen Gott, der die geringſte Schwachheit ſtraft, nicht wie ein weiſer, zärtlicher Vater, um ſie zu beſſern, ſondern wie ein Tirann, um ſeinen Zorn zu befriedigen.

Theagenes.

Darf man ſich hierüber wundern, o Cleobuline? Durch wen erhalten wir die erſten Begriffe von der Gottheit? Durch eine Amme, eine Barbarin, hernach vielleicht durch einen Sklaven, der die Pflicht gegen ſeinen oft harten und ungerechten Herrn bloß aus Furcht vor Strafe erfüllt. Ein ungerechter Herr, ein knechtiſchgeſinnter Sklave: unter dieſem Bilde ſtellt ein ſolcher Miethling das Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen ſeinem

Zöglinge dar. Und welche Philoſophie wäre je im Stande, eine ſo verbildete Seele von einem eben ſo groben als verderblichen Aberglauben vollkommen zu reinigen? Dieſe Seele iſt einem weichen Thon gleich, der, nachdem man Geſpenſtergeſtalten auf ihn eingedrückt hatte, am Feuer ſo gehärtet worden iſt, daß ſich die häßlichen Bilder nicht mehr verwiſchen laſſen. Dieß iſt der Zuſtand dieſer unglücklichen Schlachtopfer des Aberglaubens.

O göttlicher Lykurg! Freund der Götter und der Menſchen! ſo haſt du deine Kinder, die Spartaner, nicht Preis gegeben. Du geſtatteteſt nicht, daß Unwiſſenheit oder Untreue dein Werk und ihr Glück zu Grunde richten durften. In deiner heiligen Republik wurde die Erziehung nicht Miethlingen anvertraut. Dein Geiſt trug Sorge für jene ſchwachen Pflanzen, die in andern Ländern nur zufällig gedeihen. Furcht war aus den Herzen der Spartaner verbannt; ohne Mut-

ren unterwarfen sie sich dem obersten Willen der Götter, und fielen ihnen nicht durch lange und eitle Gebete zur Last.

Kleobuline.

Schon lange haben deine Gespräche, o Theagenes, meine Seele mit einer feurigen Liebe für Sparta entflammt. Gestatte mir, mit vollem Erguß meines Herzens zu sprechen. O daß es nicht mein Vaterland ist! Die Wellen des Eurotas und die edeln Uebungen des Gymnasiums würden meinem Körper die erforderliche Stärke gegeben haben, das Vaterland zu vertheidigen und dem Tode zu trotzen. Die spartanische Venus ist in eine Waffenrüstung gehüllt. Dieß soll uns lehren, daß die Weiber von dem Glück für das Vaterland zu sterben nicht ausgeschlossen sind.

Theagenes.

O Tochter der Hermotima, wie erkenn' ich

dich an dieſen Worten! Aber laß uns wieder auf unſern Gegenſtand zurück kommen.

Der große Haufe wird nur durch heftige Erſchütterungen in Bewegung geſetzt, und ſchmerzhafte Eindrücke erwecken ſeine Aufmerkſamkeit mehr als ſanfte. Nur in Ungewittern wird ihm Jupiter ſichtbar, er vernimmt deſſen Stimme nur in Donner und Blitz. Aber der nachdenkende Menſch ſieht Jupiter in jeder Erſcheinung der Natur. Erkennt er ihn im Sturm, ſo erkennt er ihn nicht weniger auch in der Sonne, die alles erleuchtet und belebt, die uns das Unentbehrliche und den Ueberfluß erſchafft. — Iſt es begreiflich, daß ſich die Menſchen aus freien Stücken des ſüßeſten Vergnügens berauben, der Dankbarkeit gegen die Ausſpender aller Güter? O Kleobuline, wie ſehr hat meine Glückſeligkeit dadurch zugenommen, daß ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, den Göttern für alle Gaben zu danken, die ihre Güte über mich

ausschlüttet. Wenn ich unter dem Schatten eines von mir gepflanzten Baumes sitze, wenn ich seine Frucht genieße, so sage ich zu mir selbst: wie gütig sind die Götter! Sie geben dem Baum den Saft, sie haben ihn wunderbar gebildet, damit er eine für den Geschmack angenehme, für das Auge liebliche Frucht hervorbringe.

Eutyphron, Nikokles Sohn, hatte in Jonien unermeßliche Besitzungen. Er brachte daselbst immer nur einen kleinen Theil des Jahres zu; bisweilen ging er sogar nur alle drei oder vier Jahre dahin, weil er von einer außerordentlichen Liebe zur Sokratischen Philosophie eingenommen war, die, wie er sich auszudrücken pflegte, eine Frucht sei, welche nirgends besser schmecke als unter den Platanen der Akademie: denn hier lehrte Plato diese Gattung Philosophie mit unbeschreiblichem Reize. Eutyphron verglich diesen Unterricht mit einer Musik, die man gerne selbst höre, und die man nicht einen andern für sich hören

und dann wieder erzählen lassen könne. Alle diese Gründe hielten ihn bei uns so lange als möglich zurück. Ueberdieß war die weichliche Lebensart der Jonier nicht nach seinem Geschmacke; dennoch war sein Haus daselbst vollkommen auf den Fuß des barbarischen Luxus eingerichtet. Er hätte die vornehmsten Satrapen und den König der Könige selbst in Person aufnehmen können, ohne daß sie zu einem Gedanken an die Mäßigkeit des Hausherrn würden veranlaßt worden seyn. Eutyphron hatte auf einem seiner schönsten Landgüter einen freigelassenen Griechen als Aufseher des Hauses mit dem Auftrag gelassen, alle Personen von guter Erziehung, die daselbst einige Zeit zubringen wollten, aufzunehmen, ihnen Ehre zu erweisen, und sie ganz so zu behandeln, als wenn er selbst, der Hausherr, zugegen wäre. Nachdem sich Eutyphron bei uns zu Athen länger als gewöhnlich aufgehalten hatte, begab er sich endlich wieder auf seine Güter. Er zog bei dem

Freigelaſſenen über die Gäſte, die er bei ſich gehabt habe, Erkundigung ein, und erhielt zur Antwort: „Herr, ich habe in deinem Hauſe zweierlei Menſchenarten gehabt, Menſchenmenſchen und Thiermenſchen. Die erſtern erkundigten ſich nach Neuigkeiten von dir, und gaben zu erkennen, wie angenehm es ihnen ſeyn würde, einen ſo großmüthigen Wirth zurück kommen zu ſehen. Einige legten ſogar, um ihre Empfindungen für dich auszudrücken, Blumenkränze auf deine Hausaltäre nieder. Die Thiermenſchen hingegen zeigten nicht das geringſte Bedürfniß, Gefühle der Dankbarkeit gegen dich auszudrücken. Sie verließen das Haus mit derſelben Unempfindlichkeit wie ihre Maulthiere, die in deinen Ställen gefüttert wurden. Dieß iſt es, was ich dir von dieſen zweierlei Arten von Menſchen, deinen Gäſten, zu ſagen habe.“

Wahrlich! wir gehören in Beziehung auf die Götter zu der einen oder der andern Art dieſer Gäſte.

Aber wenn dem Glücklichen die Götter so nothwendig sind, wie vielmehr sind sie es dem Unglücklichen! Giebt es nicht herzzerreißende Lagen des Lebens, wo die Götter unsre einzige Zuflucht sind? Giebt es nicht nagenden Kummer, den wir bald aus Klugheit, bald aus Schonung in keines Sterblichen Busen niederlegen dürfen? Kann nicht ein Unschuldiger auf trügerische Anzeigen hin, die auch die hellsehendsten Menschen zu täuschen im Stande sind, verurtheilt werden? Verlassen ist er von seinen Freunden, aber nicht von den Göttern, welche er zu Zeugen seiner Unschuld nimmt. Ja unstreitig war es ein Unglücklicher, der zuerst das Bedürfniß gefühlt hat, die Unsterblichen anzurufen; ja die Härte und Ungerechtigkeit von unsers Gleichen ist es, die uns zeigt, was diese Unsterblichen für uns sind. Denn was soll man von dem sagen, was selbst bei den sanftesten und gebildetsten Völkern Gerechtigkeit heißt?

Wie oft läßt man den Unschuldigen Qualen leiden, welche die Eumeniden kaum für die Strafbarsten aufbewahren würden? Man weiß bei dieser vorgeblichen Gerechtigkeit oft für die leichtesten Fehler Martern zu finden, aber für die Tugend werden keine Kränze geflochten. Wenn die Menschen auf der einen Seite Kinder der Götter sind, so sind sie auf der andern Kinder der Erde. Die Geschichte allein stellt die Menschen mehr wie wilde Thiere, als wie Geschöpfe dar, die mit Vernunft ausgestattet sind. Und der peloponnesische Krieg, der uns noch in frischem Andenken ist und überall noch die Schrecken der Verwüstung sehen läßt, hat uns nur zu sehr bewiesen, daß das menschliche Geschlecht nichts andres ist als eine Geburt des Chaos, welche das Gute nicht ertragen kann, und die Götter vielmehr aufzufordern scheint, ihr die schrecklichsten Plagen zuzusenden. Laßt uns gestehen, daß Jupiter das Menschengeschlecht sicherlich längst

ausgerottet hätte, wenn er nicht eben so langmüthig als mächtig wäre.

Die Menschen, sagt Plato im Gastmal, waren ursprünglich je zwei und zwei an einander gewachsen. *) Diese Bildung machte sie fähig, sich gleich einem Rade mit unglaublicher Geschwindigkeit zu bewegen, welche sie benutzen wollten, sich der Ahndung Jupiters zu entziehen, die sie verdient hatten. Zur Strafe trennte er sie anfänglich bloß von einander, und ließ jedem Einzelnen zwei Beine. Hierauf drohte er ihnen, sie, wenn sie sich zum zweitenmal gegen ihn empören würden,

*) Nicht alle Menschen waren so geschaffen, sondern es gab nach Plato's Lehre neben dem männlichen und weiblichen Geschlecht noch eine dritte Gattung, welche aus Menschen mit zwei Köpfen, vier Händen, zwei Geschlechtern u. s. w. bestand, und deren Doppelleib eine runde Gestalt hatte.

Anmerk. d. Uebers.

noch einmal zu theilen und jedem nur ein Bein zu lassen. Bis jetzt hat Jupiter seine Drohung nicht erfüllt, obgleich die Menschen seit ihrer ersten Empörung diese Strafe tausend und tausendmal verdient hätten.

Kleobuline.

O Theagenes! Ich könnte das Gemählde der Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, das du entworfen hast, leicht vollenden. Ohne befürchten zu müssen, empörende Dinge zu sehen, kann ich nicht zwanzig Schritte weit über unsern Landsitz hinausgehen. Auf der einen Seite zeigt sich meinem Blicke ein übermüthiger Luxus, auf der andern das gräßliche Elend halbnackter Menschen, allen Einflüssen der Jahreszeiten ausgesetzt, aller Mittel sich zu nähren, jeder Hoffnung beraubt. Was sehe ich noch weiter? Alte Hausthiere, die von ihren Herrn verlassen umher irren, Vögel von Kindern gemiß-

handelt, denen man ſie zum Spielzeug giebt. Will man in dieſen grauſamen Herzen ein Gefühl ihres Unrechts wecken, ſo antworten ſie euch kalt: „es iſt nur ein Thier.“ O ihr Götter, wie iſt mein Herz von dieſen Unbilden zerriſſen! was ſoll man von Menſchen denken, die ſich Weltweiſe und Gottesverehrer nennen, die über die öffentliche Erziehung ſchreiben und Lehrgebäude der Moral verfertigen, und die doch ihre Kinder nicht einmal lehren, daß jedes belebte Weſen wie ſie Vergnügen und Schmerz empfindet, und daß dieſe Weſen wie ſie ein Werk der Götter ſind. Aber laß uns, ich beſchwöre dich, aufhören, uns von der Verkehrtheit der Menſchen zu unterhalten; mein Gemüth iſt davon nur zu ſehr angegriffen.

Theagenes.

O Kleobuline, wie theile ich dieſe Empfindungen mit dir! Aber da die Menſchen im Allge-

meinen ſo ungerecht und ſo verderbt ſind, ſo wollen wir uns um ſo mehr an die kleinere Zahl derjenigen anſchließen, welche die Tugend üben; lieben wollen wir ſie, wo ſie immer ſeyn, wann ſie immer gelebt haben mögen. Auch diejenigen zum Beiſpiel, deren edle Thaten uns die Geſchichte aufbewahrt hat, müſſen ein Gegenſtand unſrer Liebe werden. Der Weiſe lebt für alle Zeiten; unſre Gefühle des Wohlwollens weithin ausbreiten iſt ein Zuwachs zu unſrer Glückſeligkeit. Hat die Erzählung von den Unthaten der Menſchen unſerm Geiſt Kummer und Unruhe verurſacht, ſo laß uns denſelben, um ihn wieder zu beſänftigen, auf ſchöne Handlungen richten, wie man die Augen auf dem Grünen ausruhen läßt, wenn ſie durch allzu lebhafte und grelle Farben ermüdet worden ſind. Vor allen Dingen, o Kleobuline, laß unſre Richtung auf die liebenswürdige Tugend der Wohlthätigkeit gehen. Durch ſie ſind wir im Stande die Ungerechtigkeit des

Schickſals gegen unſers Gleichen wieder gut zu machen, und wenn wir einen Blick auf uns ſelbſt werfen, ſo müſſe uns der Anblick, ſtatt uns zu erſchrecken, die ſüßeſte Zufriedenheit gewähren.

Kleobuline.

O Theagenes! aus deinem eigenen Herzen ſchöpfſt du dieſe Lehren des Wohlwollens und der Menſchlichkeit, und die Menge der Unglücklichen, die du täglich unterſtützeſt, iſt ein Beweis, daß deine Werke mit deinen Worten übereinſtimmen. Mich hat es übrigens oft gewundert, wie du mit einem ſo mittelmäßigen Vermögen ſo wohlthätig ſeyn kannſt. Ich höre im Gegentheil ſehr reiche Leute verſichern, daß ſie nicht den zwanzigſten Theil des Guten thun können, das du thuſt.

Theagenes.

Man iſt nie reich, wenn man mehr Bedürfniſſe als Einkünfte hat. Wie könnten es ſolche

seyn, die Tag und Nacht neue Bedürfnisse erſinnen? Mein Reichthum iſt negativer Art, das heißt, er beſteht in der Mäßigkeit und ſelbſt in der Entſagung von tauſend überflüſſigen Dingen. Ich brauche weder Wagen noch Pferde noch zahlreiche Sklaven noch eine koſtbare Tafel noch prächtiges Geräthe. Selbſt meine Bibliothek iſt kein Gegenſtand des Luxus, ſie iſt bloß für meinen Gebrauch; es mangelt ihr an äußerm Schmucke, um ſchön in die Augen zu fallen. Kommt ein Freund unverſehens zu meinem Mahle: er iſt willkommen, wenn er an den mäßigen Gerichten Theil nehmen will, die man mir aufträgt. Uebrigens gebe ich nur denjenigen zu eſſen, die in ihrem eigenen Hauſe nichts zu eſſen haben, das heißt, den Dürftigen. Ich gehe nicht darauf aus, Städter einzuladen, die ſich über meine bäuriſche Lebensweiſe luſtig machen und ſich äußerſt wundern würden, wenn ſie bei mir nicht jene Verſchwendung und Auf-

häufung von Geräthſchaften und Tiſchgeſchirr fänden, die einem Geſellſchaftsſaal das Anſehen einer Bude geben, wo der Krämer die Waaren zur Schau auslegt, die er zu verkaufen wünſcht. — Wir ſagten ſo eben, daß die Ungerechtigkeit und Gefühlloſigkeit der Menſchen uns zu erkennen gebe, was die Götter für uns ſeien. Und können nicht die Beſten unter den Sterblichen ſich ändern? Als Plato dem Dionys von Syrakus den Mathematiker Helikon empfahl, ſchrieb er jenem: „Ich kenne Helikon als einen rechtſchaffenen Mann; übrigens iſt er ein Menſch, folglich ein veränderliches Geſchöpf.“

Aleobuline.

Ach, laß mir einige in der Tugend gereifte Menſchen als Ausnahme gelten! Theagenes, Philemon, Charmides, Theodor — könnten dieſe wohl ſich verändern? — Doch fahre fort, ich bitte dich; aber welch ſüße Abſchweifung für mein Herz!

Theagenes.

Die Menschen wissen zwischen dem Guten und dem Bösen selten einen richtigen Unterschied zu machen. Was wir ein Uebel nennen, ist oft das größte Gut, das uns widerfahren könnte. Hat uns nicht zum Beispiel eine Krankheit bisweilen wieder auf den Pfad der Tugend zurück geführt? hatten wir nicht, auf das Schmerzenslager hingestreckt, Zeit, Betrachtungen anzustellen und eine Lebensweise zu ändern, die uns immer weiter vom Glück abführte, indem sie uns von der Tugend entfernte? — Wir verlieren einen großen Reichthum, und mit dem eingeschränktern Vermögen kehrt Gesundheit, Heiterkeit und Freundschaft zurück. Eine sparsame Tafel wehrt dir Praler, die Schmarotzer und die Schmeichler von uns ab. Die Mäßigkeit läßt uns in unserm Innern Schätze finden, welche uns alle unsre Schiffe aus dem gesammten Asien nicht hätten herbeiführen können; und gleichwie Gott

aus dem Uebel, welches der Materie anklebt, bewundernswürdige Vortheile zu ziehen weiß, so müssen auch wir suchen, uns aus Krankheiten und Unglücksfällen Segen zu bereiten. Eigentlich giebt es nur Ein Uebel, das Laster: denn dieses entfernt uns von der Gottheit; so wie es in der That nur Ein Gut giebt, die Tugend: denn diese bringt uns der Gottheit näher. Der Lasterhafte und derjenige, welcher nicht besser zu werden verlangt, fühlt kein Bedürfniß dieses seligen Verhältnisses mit den Unsterblichen; ihm ist es vielmehr angelegen zu versuchen, ob er sich nicht überreden könne, es gebe keine Götter: denn wenn es Götter giebt, so sind sie uneingeschränkt gerecht; sind sie gerecht, so sind sie nothwendig auch Vergelter der guten Handlungen und Bestrafer des Bösen. Was könnte ein Mensch, der sich im Laster gefällt, für einen Grund haben, die Götter anzurufen, als daß er sich dadurch von einer über ihm schwebenden Gefahr befreien

will? Es ließe sich in diesem Fall auf ihn das jenige anwenden, was Bias zu lasterhaften Leuten sagte, mit welchen er auf dem Meer in einem Sturme war, dessen drohende Gefahr sie zum Beten antrieb: „schweigt, damit die Götter nicht inne werden, daß Ihr mit uns schiffet.“

Da wir nun das Gute und das Böse so wenig von einander unterscheiden können, scheint es dir, o Kleobuline, nicht klug und weise gehandelt, den Göttern für alles zu danken, was sie uns zusenden? Glück und Unglück, Gesundheit und Krankheit, alles mit einem Wort, was aus ihren Händen kommt, ist nach einem Ausdruck Homers ein Geschenk der Götter. O Kleobuline, laß uns glauben Fortschritte in der Weisheit gemacht zu haben, wenn unser Gebet eine gänzliche Unterwerfung unter ihren höchsten Willen ist. Gab es aber je ein Gebet, das für die menschliche Schwachheit, für das süße Bedürfniß, die Unsterblichen als unsre Freunde und als die

unumschränkten Schiedsrichter unsers Schicksals anzurufen, sich eignet, so ist es das erhabene Gebet, welches uns ein alter unbekannter Dichter hinterlassen hat:

Verleihet, große Götter, uns die Güter,
Die wir bedürfen, selbst wenn wir sie nicht
Von euch erflehen; und entfernt auch dann
Die Uebel von uns, wenn sie abzuwenden
Wir euch nicht bitten sollten.

Man lehrt unsre Jugend, welche frei geboren und aus guten Häusern ist, die verschiedenen Uebungen der Gymnastik, sie bekommt Unterricht auf der Leier und im Singen zur Leier, und man würde die Vernachlässigung dieses Theils der Erziehung für eine Herabsetzung unter ihren Stand halten. Man will ferner, daß sich die jungen Leute klar und schön ausdrücken lernen und von dem Volk zu reden verstehen sollen; sie sollen sich tauglich machen, als Gesandtschaften

gebraucht werden zu können, um das Interesse der Republik zu handhaben. Die Rhetoren sind beschäftigt, sie zu bilden. Aber große Götter! wer trägt Sorge sie beten zu lehren? Man läßt sie also über dasjenige in Unwissenheit, was zu wissen höchst wesentlich ist. Wären die Götter nicht so gut und so weise, welchen Unsegen würden nicht unsre Gebete über uns bringen? Die Philosophen allein können uns beten lehren. Aber wir haben nicht Zeit ihre Schulen zu besuchen. Heute hindert uns ein Opfer, woran unsre Freunde Theil nehmen wollen, und das Mahl, welches darauf folgt. Morgen läßt sich ein Flötenspieler oder ein Künstler auf der Lyra hören, den man nicht versäumen darf, da er sich in Athen nur kurze Zeit aufhalten wird; er hat in den olympischen und pythischen Spielen den Preis davon getragen; es wäre Schande, wenn man diese Gelegenheit nicht benutzen wollte. Diese unverständigen Jünglinge und ihre noch

viel unverſtändigeren und ſtrafbareren Aeltern finden tauſend Urſachen, ſich der Bekanntſchaft mit den einzig wahren Gütern, welche die Menſchen beſitzen können, zu entziehen. Dieſe Güter ſind, ich wiederhole es: die Götter erkennen, ſie dieſem zufolge lieben, und ihnen durch Verbreitung des Glücks um uns her ähnlich zu werden ſuchen. Nur unter ſolchen Bedingungen dürfen wir es wagen, uns den Göttern zu nähern; und dieß läuft wieder auf den Grundbegriff hinaus, den wir mit dem Gebete verbinden. Wie könnten wir, um mich eines Gleichniſſes zu bedienen, die Hand eines tugendhaften Freundes drücken, woferne wir nicht unſer Möglichſtes gethan haben, gut zu ſeyn wie er? Welches Verhältniß, welche Uebereinſtimmung würde ſonſt zwiſchen dieſem Freund und uns ſtatt finden können? Der Philoſoph alſo, der uns beten lehrt, bereitet uns den Weg zu dieſer ſeligen Verbindung mit den Unſterblichen. Welche Wonne fühlt

mein Herz bei diesem Gedanken! Ach, laß uns dieser Verbindung mit den Unsterblichen dadurch würdig werden, daß wir ihnen in den sanftesten Tugenden ähnlich zu werden trachten! Aber wir möchten ihnen nur gerne in der Allmacht gleichen, in einer Eigenschaft, welche zu besitzen für uns unmöglich ist; diejenigen Eigenschaften hingegen, die wir auch zu den unsrigen machen können, und die nicht weniger ein Kennzeichen der Gottheit sind, Gerechtigkeit und Milde, suchen wir nicht uns zu erwerben.

O Kleobuline! die Götter wollen, daß wir die Güter, die wir von ihnen bitten, uns selbst zu verdanken haben sollen. Sie geben uns nichts durch ein Wunder, selbst die Weisheit nicht, welche doch ohne alle Einschränkung ein heilsames Gut ist.

Um keiner Ursache willen stören die Götter die Gesetze der Natur. Außerdem begegnet es uns tausendmal, daß wir sie um Dinge bitten,

die ſie uns längſt ſchon gegeben haben, von denen wir aber keinen Gebrauch machen. Ihr wollet, daß euch die Götter Weisheit geben? Nun ſo heget und pfleget die koſtbaren Keime, die ſie in eure Seele gelegt haben. Uebet euch in der Gerechtigkeit, dem Muthe, der Klugheit und der Mäßigung; und aus der Vereinigung dieſer Tugenden wird die erhabene Wiſſenſchaft der Weisheit entſpringen. Beſucht unſre philoſophiſchen Schulen; leſet die Geſchichte; bildet euer Betragen nach den ſchönen Handlungen, deren Andenken ſie uns aufbewahrt hat. Dieſe Antwort würden euch die Götter durch den Mund ihrer Dollmetſcher geben, wenn ihr ſie mit Bitten um Weisheit beläſtigen wolltet, ohne durch eigene Thätigkeit nach ihr zu ſtreben. Was würden wir von einem Menſchen ſagen, welcher unermeßliche Gold- und Silbergruben beſäße, und ohne ſie bearbeiten zu laſſen, ſein Leben mit Klagen über Mangel und Elend zubrächte? Wür-

den wir ihn nicht einen Thoren nennen? Und was sind wir in den Augen der Götter, die uns in den Besitz unzähliger Güter setzten, von denen wir keinen Gebrauch machen, während wir ihnen unaufhörlich mit Bitten um neue beschwerlich fallen?

Unsre Gebete sind oft, ja meistens wahre Entweihungen. Wie kann zum Beispiel ein Mensch, der seine Tage in Unmäßigkeit zubringt, es wagen, die Götter um Gesundheit zu bitten?

Epicharmus, Klinias Sohn, ein reicher Bürger von Argos, war in das wollüstigste Leben versunken; in seinem Hause reihten sich Feste an Feste und Spiele an Spiele; die Nächte brachte man mit Schmausereien und Ausschweifungen zu, der Tag wurde dem Schlaf gewidmet. Die festeste Gesundheit hätte so vielen Unordnungen unterliegen müssen: auch war er im dreißigsten Jahre so entkräftet, wie wenige Greise im siebzigsten. Epicharmus, ohne sich je ein Ver-

gnügen zu verſagen, beläſtigte die Götter unaufhörlich mit der Bitte, ihm dasjenige Gut zu verleihen, ohne welches man keine der andern Gaben genießen kann. Vergebens. Er bildete ſich ein, die Unſterblichen durch prächtige Geſchenke bewegen zu können, und ließ eine Schlange von Erz, reich vergoldet, von ausnehmender Größe und koſtbarer Arbeit verfertigen. Das Opfer wurde auf einen Altar in Aeſkulaps Tempel zu Epidaurus gelegt, wo Epicharmus knieend den Gott anrief, ſeine Huldigungsgabe gnädig anzunehmen. Plötzlich wurde die Schlange auf den Boden geſtürzt; dreimal legte man ſie wieder auf den Altar, und dreimal wurde ſie verworfen. Epicharmus, über dieſe traurigen Anzeichen beſtürzt, nahm ſeine Zuflucht zum Orakel, um zu erfahren, was für ein Opfer dem Gott angenehmer ſeyn möchte. Die Antwort lautete: „Aehren im Schweiß deines Angeſichts gebaut.“ Erſtaunt, daß

Aeſkulap ihn, einen der reichſten Bürger von Argos, ihn, in deſſen Bruſt nur noch wenig Lebensodem übrig war, zu einem Ackermann machen wolle, glaubte er, daß er die Antwort mißverſtanden habe, oder daß man ſie anders auslegen müſſe. In dieſer Verlegenheit wandte er ſich an Theopompus, einen der Prieſter, die im Tempel dienten. Glücklicher Weiſe war dieß ein Mann, welcher noch mehr verſtand als nur die Gebräuche des Gottesdienſtes. Er hatte neben der Kunſt Aeſkulaps auch die Wiſſenſchaft die Menſchen zu kennen ſtudirt. Theopompus verſicherte ihn, daß der Gott ſich niemals ſo deutlich erklärt habe, und daß es ſich jetzt darum handle, eine Lebensordnung feſt zu ſetzen, vermittelſt welcher er fähig würde, das Verlangen des Orakels zu erfüllen. Theopompus übernahm ſelbſt das Geſchäfte, dem Kranken die Regeln ſeines Verhaltens vorzuſchreiben. Der bequeme Wagen, auf welchem Epicharmus in den Tempel

gekommen war, wurde zurück geschickt, und ihm auferlegt, zu Fuß, jedoch in kleinen Tagreisen heim zu kehren. Schon am ersten Tag verdauete er besser. Nach seiner Heimkunft mußte er des andern Tags eine Viertelstunde lang den Pflug regieren. Er fühlte sich sehr ermüdet, aber den folgenden Tag war er es schon weniger; unvermerkt war der kleine Acker, den er zu dieser Uebung bestimmt hatte, bearbeitet, und seine Kräfte kehrten allmälig zurück; er fand an einer Beschäftigung, die er anfangs seiner unwürdig achtete, sogar Vergnügen, und brachte einen Theil seiner Zeit, die sonst unter Schwelgerei verloren ging, damit zu, daß er sich in den Kenntnissen des Landbaus unterweisen ließ. Als die Erntezeit erschienen war, brachte er dem Gott Aeskulap das Aehrenopfer, und dieser hatte ihm bereits die Gesundheit geschenkt. Epicharmus Name ist an einer Säule des Tempels eingegraben, und man sieht noch die Schlange auf dem Altar.

Kleobuline.

O Theagenes! ich muß noch einmal auf den Gedanken zurück kommen, daß die Götter unsre Freunde sind. Zu meiner Glückseligkeit möchte ich wünschen, sie in diesem Gesichtspunkte betrachten zu können. Erwäge ich aber die unzähligen Uebel, von welchen wir öfters die unschuldigen Opfer sind: dann weiß ich nicht, was ich von diesen Göttern denken soll, denen ich so gern nur das Gute zuschreiben möchte. Natürlich mußten diese Betrachtungen in mir entstehen, da ich die Götter suchte, da ich sie liebte. In Folge dieser Liebe konnte ich sie unmöglich als die Urheber des Bösen anklagen.

Theagenes.

Es giebt nichts schöneres, o Kleobuline, als sich über die Erforschung des Wahren unterhalten, wenn wir es ohne Prahlerei, ohne eitle Ehre thun, und die Untersuchung vielmehr auf

das Ziel hin gerichtet ist, uns den Göttern zu nähern und dadurch selbst besser zu werden. Das Wahre, das wir suchen, ist freilich unsern Augen sehr oft verborgen. Die Vergleichung, unter welcher dirß Plato darstellt, ist ganz göttlich. Wir sehen, sagt er, in dem dunkeln Gewölbe, das wir bewohnen, bloß den Schatten der Körper, einen Schatten, den wir für das Wesen selbst halten. Es ist daher klug, o Kleobuline, in so erhabenen und unsern Blicken so verborgenen Dingen nichts zu behaupten. Ich will dir sagen, was ich selbst über den Ursprung des Guten und Bösen denke. Meine Gedanken kommen denen des Plato nahe. Stimmen unsre Vorstellungen auch nicht ganz mit der Wahrheit selbst überein, so haben sie doch wenigstens so viel Wahrscheinlichkeit, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, sie dir mitzutheilen.

Plato nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an: Gott und die Materie. Aus der Materie

entſpringen alle Unordnungen, folglich auch alle Laſter. Aus zwei ſo verſchiedenen Grundweſen erzeugt ſich der ewige Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen. Gott, der nichts anders iſt als das Gute, kann auch nichts anders wollen als das Gute. Er wollte das Chaos wie eine Leier ſtimmen, welche vollkommene und harmoniſche Töne hervorbringen ſoll; er wollte es ſich ſelbſt, dem Grundweſen aller Harmonie und aller Vollkommenheit, gleich machen. Aber die unter ſeinen Händen ſpröde Materie kehrt unaufhörlich wieder zu ihren urſprünglichen Schwingungen zurück, wodurch die ſchrecklichſten Unordnungen verurſacht werden. Daher die phyſiſchen Erſchütterungen, die das Werk der Hände des Schöpfers zu vernichten ſcheinen; Gebirge, die zuſammen ſtürzen, unermeßliche Erdſtrecken, welche verſchwinden, wie zum Beiſpiel die Städte Byra und Heliſſus in Achaja und die Inſel Atlantis; andre Inſeln, die aus der Tiefe des Meers her-

vorgehen; Feuerberge, die die Erde verſchlingt, um aus ihnen neue zu erzeugen. Es gäbe ein ſchauderhaftes Gemählde, wenn ich alle dieſe Umwandlungen der Natur zuſammen ſtellen wollte: man würde auf demſelben Waſſer, Feuer, Luft und Erde im Aufruhr gegen die Götter, und im Beſtreben erblicken, ſich gegenſeitig auszurotten. Aber der Ordner der Materie führt die empörten Elemente wieder an die Stelle, die er ihnen angewieſen hat, und erhält uns dieſe wundervolle Ordnung, aus welcher der Wechſel des Tags und der Nacht und die Jahrszeiten entſtehen, und die uns das All in einer reichen und abwechſelnden Geſtalt zeigt. Das Weſen über alle Weſen weiß tauſend Vortheile aus Erſchütterungen zu ziehen, die alles zu zerſtören ſcheinen. Was unſern Körper betrifft, ſo iſt er, obgleich von untergeordneten Göttern wunderbar gebildet, aus Elementen der Materie zuſammen geſetzt, und trägt folglich den Keim der Auflöſung ſeiner

Theile in sich. Die Seele, ein Odem der Gottheit, lebt als eine Gefangene in diesem Leibe, der unaufhörlich eine tirannische Gewalt über sie ausübt, über sie, die sich nur der Betrachtung überlassen und zu demjenigen sich erheben möchte, von welchem sie ein Ausfluß ist. Ohne unsern Körper gäbe es auch keine irdische Venus, sondern nur jene himmlische, eine der ältesten Gottheiten, die nach dem Vater der Götter und Menschen die reinste und heiligste Verehrung der Sterblichen verdient. — Plato stellt die Vernunft unter dem Bilde eines Genius dar, der einen Wagen lenkt, woran zwei Pferde von entgegengesetzten Eigenschaften angespannt sind: das sanfte Pferd läßt sich leicht leiten, aber das wilde m chte den Wagen und den Wagenlenker ungestüm forteißen. Glücklich, wer die Kunst versteht, Meister des Fuhrwerks zu bleiben.

Dieß sind, o Kleobuline! Plato's Gedanken über den Ursprung des Guten und des Bösen.

Sollten die Götter nach dem gegenwärtigen Leben es für gut finden, uns über dieſe Geheimniſſe Licht zu geben, ſo wird unſre Vorſtellung von derjenigen, die ich jetzt entwickelt habe, vielleicht ganz verſchieden ſeyn. Unterdeſſen kann das höchſte Weſen durch die unſrige wohl ſchwerlich beleidigt werden, da ſie daſſelbe nicht zum Urheber des Böſen macht. Wir wollen uns hüten, in unſern Lehrgebäuden der Gottheit menſchliche Leidenſchaften beizulegen. Jede Philoſophie und jede Religion, die gegen dieſen Grundſatz ſündigt, iſt irgend einem böſen Genius zuzuſchreiben, einem jener Genien, welche, ſtatt die ſüßen Wohlthaten des Verkehrs der Götter mit den Menſchen allgemein zu machen, dieſen Verkehr zu einem Abgrund von Uebeln umſchaffen. Wir wollen unſre Seele nicht mit dieſen das höchſt gütige Weſen läſternden Vorurtheilen beflecken, und wenn wir irren, ſo ſei unſer Irrthum für die Menſchheit wenigſtens wohlthätig.

Mein Großvater Theagenes, Jupiters Oberpriester, bestimmte meinen Vater Hermias frühzeitig zum Priesterthum, und ließ ihn, sobald es die Gesetze gestatteten, an den Geschäften des Tempeldienstes Theil nehmen. Als er sechs und zwanzig Jahre alt war, feierte man das Fest Jupiters mit außerordentlichem Pompe. Während dieser festlichen Zeit mußte mein Vater mehrere Nächte im Tempel zubringen, theils die Opfer zuzubereiten, theils die Altäre zu schmücken. In einer dieser Nächte schlief er, von den Geschäften des Tages ermüdet, und seine Einbildungskraft von den eindrucksvollesten Ceremonieen in lebhafte Bewegung gesetzt, neben dem Altar ein und hatte folgenden Traum:

Eine unzählige Menge Volks stand vor der Pforte des Tempels. Ein Herold, das Haupt mit Blumen bekränzt, trat aus dem Haufen hervor und sagte zu meinem Vater diese Worte: „Sohn des Theagenes! wir wissen, daß dein

besonders heiliger Charakter dich zu einem Günstling der Götter macht. Du bist in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht, und dein Hinabsteigen in die trophonische Höle, wo dir die verborgensten Dinge der Zukunft geoffenbart worden sind, ist Ursache, daß dich dieses Volk gewählt hat, seine Gebete vor die Götter zu bringen: denn es ist überzeugt, daß die Götter aus Liebe zu dir sie erhören werden. Dieses Volk ist müde, vergebens Weihrauch anzuzünden, vergebens Opfer darzubringen: denn Jupiter gewährt ihm nicht eine seiner Bitten. Komm also und folge mir auf den Berg Ida. Drei Tage lang enthalte dich vom Genusse des Fleisches; hier sind einige Gerstenkuchen, welche deine ganze Nahrung ausmachen werden. Als Getränke sollst du nur Milch von Ziegen genießen, die sich dir von selbst darstellen werden. In der dritten Nacht wird dich Jupiters Adler nach dem Olymp tragen. Nimm diese Rolle

mit dir; sie enthält unsre Wünsche an Jupiter.“

So sehr sich mein Vater theils aus Furcht theils aus Bescheidenheit weigerte, so mußte er dem Herold, der mit Nachdruck für das Volk sprach, dennoch nachgeben. Er begab sich daher auf den Berg Ida, und da der Herold ihm nicht verboten hatte, die Augen auf dasjenige zu werfen, was die Rolle enthielt, so fing er an zu lesen. Große Götter! rief mein Vater aus, nachdem er kaum ein halbes Blatt mit flüchtigem Auge durchgesehen hatte, welche Albernheiten und Widersprüche: Wie! diese unverständigen Gebete soll ich vor Jupiter bringen? Wenn ich nicht wie Vulkan vom Himmel herabgestürzt werde und ein hinkendes Bein zum Lohn bekomme, so werde ich mich überglücklich preisen. — Hier eine kleine Probe dieser Gebete, deren Anzahl sich auf mehrere Tausend belief:

„O Jupiter! laß die erste Hälfte des Monats

UNIV.BIBL. BERLIN

Elaphebolion einen Nordwind wehen. Ich erwarte meine Schiffe von Byzanz. Ich will dir den Zehenden der Ladung opfern.“

„O Jupiter! laß die erste Hälfte des Monats Elaphebolion einen Südwind wehen. Ich erwarte ein Schiff von Aegypten. Ich will dir einen reichgeflickten Purpurmantel zum Weihgeschenke geben.“

„O Jupiter! halte von meinem Sohn Eukrates den Tod ferne; laß ihn leben für seine Aeltern, für seine untröstliche Gattin. Du sollst die Erstlinge meiner reichen Ernten erhalten.“

„O Jupiter! führe Eukrates, diesen verwünschten Gatten, in die dunkeln Wohnungen hinab. Ich will den Polemarchen Kallias heirathen, und wir wollen deine Altäre mit immer frischen Blumenkränzen schmücken.“

„O Apollo! begrabe Menekrates Verse in ewige Vergessenheit, und verleih, daß die meinigen im Munde aller Griechen seien und noch auf die

späteste Nachwelt kommen. Ich will dir eine goldne Leier weihen."

„O Apollo! verleih, daß Menekrates Verse in den olympischen Spielen den Preis davon tragen und in die Säulen des Jupitertempels eingegraben auf die späteste Nachwelt kommen. Ich will dir einen goldenen Dreifuß weihen."

Eilig rollte mein Vater die Blätter um den Stab und verwünschte den widersinnigen Auftrag, womit man ihn belästigt hatte.

In der dritten Nacht hörte er, als er kaum eingeschlummert war, einen Flügelschlag, welcher ein außerordentliches Geräusch verursachte, und beim Mondenlicht sah er den majestätischsten Adler, den er je gesehen hatte, daher schweben. An den goldenen Federn, an dem durchdringenden und feuerflammenden Auge erkannte er ihn für Jupiters Vogel. Von Schrecken starr nahm mein Vater die Rolle in die Hand und wagte kaum zu athmen. Der Adler ließ sich sanft

neben ihm nieder und nahm ihn mit so großer Vorsicht zwischen die Klauen, daß er meinen Vater wegführte, ohne daß dieser die geringste Unbequemlichkeit empfand. Der Flug des Vogels war so schnell, daß er sich in weniger als einer Viertelstunde vor Jupiters Palast befand.

Mein Vater erstaunte mehr noch über die glücklichen Verhältnisse dieses Palastes, als über den Reichthum des Stoffes. Das Gold war sehr sparsam angebracht. Der Stein, wovon dieses Gebäude errichtet zu seyn schien, glich dem parischen Marmor, aber er war noch durchscheinender. Man sah hier nicht Jaspis, Smaragd, Granit auf einander gehäuft, welches nur den barbarischen und kindischen Geschmack der Menschen verräth und einem Palast oder Tempel nicht selten das Ansehen einer Mineraliensammlung, eines Naturalienkabinets giebt. Das Aug' ruhte angenehm aus, indeß die Seele sich wunderbar erhoben fühlte und die Ahnung hatte.

daß hier die Wohnung des Herrn der Götter seyn müsse. Dieses Gebäude, so alt als der Olymp, schien so eben aus den Händen des Werkmeisters hervorgegangen zu seyn. Man sah keine Spuren von der ungünstigen Einwirkung der Jahrszeiten, die uns unaufhörlich erinnern, daß jedes aus den Elementen der Materie zusammengesetzte Werk, so dauerhaft es übrigens seyn mag, sich endlich auflöst.

In einiger Entfernung vom Palaste waren mehrere Sokeln. Auf einem derselben saß ein schöner blonder Jüngling, die Beine über einander geschlagen, den Elbogen auf ein Knie gestützt, sein Gesicht auf die Rückseite der Hand gerichtet. Er hatte viele Feinheit in seinem Blick. An dem Stabe, der zu seinen Füßen lag, erkannte mein Vater ihn als Merkur. Er führte mit ihm folgendes Gespräch.

Merkur. Wer bist du? woher kommst du? was ist hier dein Geschäfte?

Mein Vater. Ich bin Hermias, des Oberprieſters Theagenes Sohn. Ich komme von Athen. Eine unzählige Menge Volkes hat mich beauftragt, dieſe Rolle Jupiter zu überreichen; ſie enthält ihre Gebete. Der Adler dieſes Gottes hat mich vom Berg Ida in den Olymp getragen. — Aber, ich geſtehe dir, Merkur, daß ich mich ſchäme, dieſe Albernheiten Jupiter zu übergeben, und mit Recht fürchte ich, dieſer Gott möchte mich ungütig empfangen.

Merkur. Sei ganz unbeſorgt. Jupiter iſt, ſeitdem es ein Menſchengeſchlecht giebt, ihrer unbeſcheidenen und lächerlichen Bitten ſo ſehr gewohnt, daß er dich mit aller möglichen Nachſicht aufnehmen wird. Aber ich kann dich noch nicht in den Saal der Götter einführen; ſie halten Rath, und du mußt warten, bis ſie auseinander gehen. Setze dich auf dieſen Sokel mir gegenüber, und wir wollen, wenn du Luſt haſt, die Zeit mit Plaudern zubringen.

Von Herzen gern, sagte mein Vater.

Merkur. Ihr habt zu Athen schöne Weiber?

Ja, antwortete mein Vater.

Merkur. Schade, daß ihr sie so schlecht erzieht.

Wie so?

Merkur. Dadurch, daß ihr ihnen keine richtigen Begriffe von ihrer Pflicht beibringt, machet ihr, daß die Weiber in Athen niemals Männer gebären; sie gebären nur Kinder, die, einige sehr tapfre und sehr weise Männer ausgenommen, immerdar Kinder bleiben. In Sparta bringen die Weiber Männer zur Welt.

Schönen Dank, erwiederte mein Vater; so sehr wir übrigens Kinder sind, so wissen wir doch gut zu schlagen.

Merkur. Dieß ist nicht das einzige Kennzeichen eines Mannes. Und außerdem, wenn sich schlagen bei euch so viel heißt als sich unter

einander zerfleischen, wahrlich, so werden die wilden Bestien euch immer den Vorrang abgewinnen. Gerecht seyn und sich unserm besten Willen unterwerfen lernen: daran kennet man einen Mann. Wie wäre es euch bei eurer gränzenlosen Herrschbegierde und Unterjochungssucht möglich, gerecht zu seyn? Und wie weitläuftig seid ihr in euren Gebeten? Dieß ist ein Beweiß, daß ihr wenig Vertrauen in uns setzet und gern viel Worte machet.

Mein Vater fand diese Rede sehr beißend, da aber der Sprechende ein Gott war, so nahm er sich wohl in Acht, in gleichem Ton zu antworten.

Merkur, der große Sprecher, erhielt meinen Vater sehr im Athem und fuhr also fort:

Sag mir, Theagenes Sohn, was ist für einen Rechtschaffenen das Angenehmste?

Mein Vater. Wahre und freundliche Worte zu sagen und zu hören.

Gut, antwortete der Gott. — Welchen

Gott, glaubst du, ruft man in Griechenland am meisten an?

Mein Vater. Den Plutus.

Ganz recht, erwiederte Merkur. Und nach Plutus?

Mein Vater wußte darauf nicht zu antworten.

Apollo, nahm Merkur das Wort, Apollo ist der beschäftigtste unter allen Göttern, und gewiß auf eine am allerwenigsten erfreuliche Weise. Wenn du die Legion von Dichtern wüßtest, die ihn unaufhörlich um Begeisterung antufen, du würdest dich über ihre Menge entsetzen. Und unter dieser Legion giebt es so wenige, die der Gott auch nur eines Blicks würdigt. Täglich begegnen ihm die sonderbarsten Abentheuer. Unter tausenden nur eines und zwar das neueste! Ein unbedeutender Mensch hatte im Pirâus eine Anstellung. Da das Amt sehr einträglich war, so wurde unser Mann in kurzer Zeit so reich, daß er sich allen Arten der Weichlichkeit und der Ver-

schwendung eurer reichen Hansen überließ. Er hatte einigen Takt für das Versemachen, aber seine Gedanken waren die alltäglichsten. Krates, so hieß unser Poet, der eines Abends bei einem Hochzeitfeste war, machte ein Hochzeitgedicht, welches von den weinbegeisterten Gästen außerordentlich beklatscht würde. In dem Stücke waren einige ziemlich glücklich ausgedrückte Gedanken, dabei aber so unzüchtig, daß sie jeden Menschen schamroth gemacht hätten, der noch zu erröthen fähig gewesen wäre. Aber Krates war überzeugt, daß man kein Dichter seyn könne, ohne Zucht und gute Sitte jeden Augenblick zu verletzen: ein leider nur zu allgemeiner Irrthum. Krates rief den Gott Apollo stärker an als alle seine Mitbrüder, und wollte mit Gewalt, daß seine Stücke bei den vornehmsten Spielen der Griechen gekrönt werden sollten. Endlich schrie er so heftig zu Apollo, daß ihm dieser im Traum erschien und zu ihm sagte: Krates, thörichtester

unter den Versemachern und unverschämtester unter den Menschen! weißt du wohl, daß ich nicht nur der Gott der Verse, sondern auch der Heilkunde bin?. In letzterer Eigenschaft steige ich vom Himmel herab, um in deinem durch Speise und Trank verwirrten Gehirne die Ordnung wieder herzustellen. Verabschiede den Bachus und halte dich an die Najaden. Ich will dich reinigen, indem ich dir vorschreibe, Kräuter zu kauen, die du selbst täglich vor der Morgenröthe pflücken mußt. Diese Kräuter wachsen in der Gegend, wo mein Tempel steht, zwei Stadien von deinem Hause im Piräus. Glaube mir, nie haben es die Musen übernommen, dein plumpes Gehirn für meine Kunst zu bilden. Kehre zu deinem Amt zurück, du bist ein wackerer Mann und als solcher meinem Vater sehr angenehm; er liebt die wackern Leute, aber die schlechten Dichter kann er so wenig leiden als ich.

Man ſagt, dieſe Erſcheinung habe den Kra-tes mehr bekümmert als gebeſſert.

Mein Vater. Sag' mir, o Merkur, welche Verehrung nehmen die Götter von den Sterblichen am gnädigſten an?

Merkur. Diejenige, die ſie am meiſten und doch zugleich am wenigſten koſtet.

Mein Vater. Der Sinn deiner Worte iſt ſo dunkel wie ein Orakel; erkläre mir ihn, ich beſchwöre dich.

Merkur. Die Verehrung, die euch am meiſten koſtet, iſt das Opfer eurer ungeordneten Leidenſchaften. Sie iſt aber die einzige, die uns angenehm ſeyn kann, weil in ihr allein eure Glückſeligkeit beſteht. Dieſe Verehrung koſtet euch zu gleicher Zeit am wenigſten, nämlich keine Summen Golds oder Silbers, die ihr zum Beiſpiel ausgebt, wenn ihr uns Hekatomben bringen wollt. O ihr barbariſchen Sterblichen! wie könnt ihr in dem Irrwahn ſtehen, daß uns

solche Opfer gefallen! Wir verabscheuen sie, so wie jeden, der einem Thier das Leben raubt. Wollt ihr äußere Zeichen eurer frommen Ehrerbietung geben? Opfert uns Blumen, opfert uns die Erstlinge eurer Ernten, bekränzt unsre Tempel, singt uns zum Preise Hymnen, zündet sogar, wenn ihr wollet, Weihrauch an; aber vor allem seid tugendhafte, gefühlvolle Menschen, und macht den Priesterstand nicht zu einer Fleischerprofession.

Plötzlich öffneten die leichtfüßigen Horen die Pforten des Palastes. Merkur trat zuerst ein und winkte meinem Vater ihm zu folgen.

Gebot das Aeußere des Palastes Ehrfurcht, so that es das Innere nicht weniger. Meinen Vater erfüllte besonders das mit Verwunderung, daß man neben dem Anblick der Größe, deren Stempel allem eingedrückt war, und die sich unsrer Seele plötzlich bemächtigte, eine reizende Einfachheit gewahr nahm. Ich sehe wohl, sagte

mein Vater zu ſich ſelbſt, daß hier die ſichern Kennzeichen der Götterwerke ſind. Nur ſie wiſſen das Große mit dem Einfachen zu verbinden, ſtatt daß in den Häuſern unſrer Könige das Große nichts anders iſt, als eine Anhäufung ſchimmernder Kleinigkeiten. Hier iſt nichts Ueberflüſſiges, folglich auch nichts Unnützes. In den Fußſchemeln, Sitzen, Tiſchen, Betten und Gefäßen, von Vulkan gemacht, in allem iſt die vollkommenſte Einfachheit mit dem vollkommenſten Geſchmack gepaart, was bei uns Sterblichen, ſo reich wir auch ſeyn mögen, nicht immer der Fall iſt. Oft haben wir Geräthſchaften mit Gold überzogen, und nicht ein einziges Bett uns bequem ſchlafen zu legen. Homer hatte wohl Recht, die Götter Freunde des leichten, bequemen Lebens zu nennen. Dieß Beiwort hat nichts Entehrendes: denn Liebe zur Bequemlichkeit iſt nicht Liebe zum Müſſiggang. Aber da unſre Urtheile über die Dinge gewöhnlich

etwas plump ſind, ſo fühlen wir dieſen Unterſchied nicht.

Das Licht des Olympus war ſanft und gemäßigt, die Luft, die man einathmete, rein und lieblich. Uebereinſtimmende Verhältniſſe herrſchten in allem, was mein Vater ſah. Seine Seele ſchien gleiche Verhältniſſe zu empfinden, und ohne etwas zu hören, glaubte er die herrlichſte Muſik zu vernehmen.

Nach geendigtem Rath gingen die Götter in ihre Wohnungen; Venus allein blieb bei Jupiter: denn ſie hatte bemerkt, daß er bei der Berathſchlagung etwas mißlauniſch geworden war. Die andern Götter widerſprachen ihm unaufhörlich, und ſchloſſen damit, daß ſie mit einander haderten.

Jupiter hatte ihnen mehr als einmal geſchworen, daß, wenn ſie nicht weiſer würden, er dieſe Regierungsform ändern und allein regieren werde. Beim Styx! rief er aus, wie beklage

ich einen General in Athen! hat er es nicht, wenn er eine Schlacht liefern will, und ſieht, daß von dieſem Augenblick das glückliche oder unglückliche Loos ſeines Vaterlandes abhängt, mit ſchwachen und auf ſeinen Ruhm eiferſüchtigen Nebenbuhlern, mit ſchurkiſchen Prieſtern, mit unverſchämten, unwiſſenden und redſeligen Demagogen zu thun, von welchen insgeſammt ein leichtſinniges und undankbares Volk geleitet wird? Dieſes Volk, ich ſehe es wohl, hat einen Tirannen nöthig; ich will damit den Anfang machen, daß ich zuerſt ein Tirann im Olymp werde; die verdrießlichen, ärgerlichen Zänkereien nöthigen mich dazu.

Aber die goldhaarigte Venus mit dem Zauberblick kannte das Herz des Vaters der Götter und der Menſchen. In dem Augenblick, da der ganze Olymp ſich vor der gerunzelten Stirne und dem erzürnten Blick des Gottes fürchtete, neigte ſie ſich ſanft gegen ihn, ergriff mit ihrer

liebkosenden Hand die seinige und „sprach zu ihm die geflügelten Worte.“ Sie erinnerte ihn an die Wohlthaten seiner Regierung, als er über die Giganten den Sieg davon getragen hatte, wie da der Name Jupiters im Himmel und auf Erden verehrt worden, wie der Weihrauchdampf von seinen Altären empor gestiegen sei. Unvermerkt entrunzelte sich Jupiters Stirne und erhielt wieder ihre gewöhnliche Heiterkeit. Venus gab dem schönen Ganymed einen Wink, ihm in voller Schaale Nektar einzuschenken; auch sie kostete dessen in einer Schaale, welche Hebe mit den Rosenfingern ihr reichte, und in einem solchen Augenblick sah mein Vater den Beherrscher der Götter.

Jupiter hatte einen bewundernswürdigen Ausdruck von Güte und Majestät. Sah man auf den Ausdruck der Güte, so hätte man sich ihm in die Arme werfen mögen; der majestätische Blick hingegen hätte jeden der vor ihm stand, bewegen

können, ſich vor ihm nieder zu werfen. Mein Vater neigte ſich vor ihm, und reichte ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den Stab hin, um welchen die Rolle gewickelt war. Jupiters Stimme glich dem Rollen des Donners, wenn anders Dinge von ſo gänzlich verſchiedener Natur eine Vergleichung zulaſſen. Indeß man den Donner bis zu ſeinem Verhallen gern hörte, bemächtigte ſich doch einige Furcht der Sinne. Folgendes waren ohngefähr die Worte dieſes Gottes: denn mein Vater verſicherte, er habe ſie nie wieder ganz geben können, obgleich ſie ihm höchſt einfach zu ſeyn ſchienen:

„Theagenes Sohn! ein unverſtändiger Haufe hat dich auserſehen, mich zu vermögen, daß ich ihre vermeſſenen Wünſche erhören ſoll. Meine Augen, die das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige ſchauen, brauchen deine Rolle nicht aufzuſchlagen, um die Albernheiten der Menſchen zu ſehen. Es vergeht kein Augenblick, da ſie mich nicht um ihr Verderben anrufen.

Der Grieche möchte sich gegen den Griechen meines Arms bedienen, um seinen Feind auszurotten. Ihr verspricht mir Opfer, damit ich mich in eure widerstreitenden Angelegenheiten einlassen soll, während ihr es nicht wagen würdet, einen Richter, dem ihr nur einige Rechtlichkeit zutrauet, das geringste Geschenk anzubieten. Jupiter liebt die Sterblichen zu sehr, um ihnen ihre thörichten Bitten zu gewähren. Kehre zur Erde zurück und sage deinen Mitbürgern, beten heiße: sich meinem höchsten Willen unterwerfen."

Mein Vater, obgleich für Jupiters Worte ganz Ohr, konnte sich am Anblick der Göttin nicht ersättigen. Ach! sagte er zu sich selbst, ich sehe wohl, daß dieß nicht die irdische Venus ist; es ist Venus Urania, die Himmelstochter, sie, die durch ihr Lächeln dem Jupiter Beistand leistete, als er das Chaos entwirrte. Wie viel Anmuth und zugleich Majestät! Welche Mischung

von Weisheit, Güte und Reiz in ihren Blicken! Sie gleicht nicht im Geringsten jenen Flötenspielerinnen, nicht jenen liebäugelnden Weibern, welche von Liebhabern und schlechten Poeten mit dieser erhabenen Gottheit unaufhörlich in Vergleichung gestellt werden. Am meisten sind ihr noch diejenigen Weiber ähnlich, die mit großer körperlicher Schönheit auch Schönheit der Seele vereinigen, und deren Stirne mit den Rosen des Helikon geschmückt ist.

Dieß war der Traum meines Vaters, den er uns oft und immer mit Vergnügen erzählte.

Aber laß uns dieses Gespräch endigen! denn schon, um mit den Dichter zu reden:

Steiget herab die thauichte Nacht von den Höhen des Himmels,
Zum ambrosischen Schlaf uns ladend.

Kleobuline.

Was mich betrifft, so will ich das Opfer

vollenden, das ich dem Apollo zu bringen begonnen habe, und zum Dank für deine weisen Lehren meinen Blumenkranz auf seinen Altar legen.